

- und eine Hose anzieht und diese Figur dann „implied author“ nennt. Gerade hinsichtlich einer Bestimmung des faktischen oder fiktiven Status des „implied author“ besteht die Gefahr der Anthropomorphisierung, auf die Ansgar Nünning nachdrücklich hingewiesen hat. Vgl. Ansgar Nünning: Renaissance eines anthropomorphisierten Passepartouts oder Nachruf auf ein literaturkritisches Phantom? Überlegungen und Alternativen zum Konzept des ‚implied author‘. In: DVjs 67 (1993), S. 1–25.
- 8 Gérard Genette: Nouveau discours du récit, Paris 1983, S. 99–100.
- 9 Clément Rosset: Le choix des mots, Paris 1995.
- 10 Auch wenn dieser Zusammenhang immer wieder von Booth zurückgewiesen wird: Dieser Aspekt des „implied author“ als differenzielle Kategorie ist in vielerlei Hinsicht dem Stilbegriff sehr ähnlich: Auch der Stil ist rein begrifflich immer einer von vielen anderen Stilen, die in einer bestimmten Situation auch hätten Anwendung finden können.
- 11 Vgl. auch die kritische Rekonstruktion des „hypothetical author“ in: Carlos Spoerhase: Hypothetischer Intentionalismus: Rekonstruktion und Kritik. In: Journal of Literary Theory 1 (2007), im Erscheinen.
- 12 Vgl. zur Frage, was eine Explikation ist und welchen Voraussetzungen sie entsprechen muss, die Aufsätze von Lutz Danneberg und Hans-Harald Müller in: Ch. Wagenknecht (Hrsg.): Zur Terminologie der Literaturwissenschaft (DFG-Symposien IX), Stuttgart 1989.
- 13 Tom Kindt, Hans-Harald Müller: Narrative Theory and/or/as Theory of Interpretation. In: T. Kindt, H.-H. Müller (Hrsg.): What is Narratology? Questions and Answers Regarding the Status of a Theory, Berlin, New York 2003, S. 205–219.
- 14 Wayne C. Booth, Marshall W. Gregory: The Harper & Row Rhetoric, New York 1987, S. 309–334.
- 15 Die Identifikation und Interpretation der Stimme und des Tons werden von Booth ebenso wenig systematisch untersucht wie die hermeneutische Operation eines Schließens von Texteigenschaften auf Sprecher-eigenschaften. Diese Vorgänge, die bis in die Gegenwart nur unzureichend untersucht sind, sind in der neueren französischen diskursanalytischen Ethostheorie aus linguistischer Perspektive neu beleuchtet worden, etwa von Dominique Maingueneau: Le discours littéraire. Paratopie et scène d'énonciation, Paris 2004. Vgl. auch Doris Kolesch, Sybille Krämer (Hrsg.): Stimme. Annäherung an ein Phänomen, Frankfurt a. M. 2006; Andreas Blödorn, Daniela Langer, Michael Scheffel (Hrsg.): Stimme(n) im Text. Narratologische Positionsbestimmungen, Berlin, New York 2006.
- 16 Wendy Olmsted: Rhetoric. An Historical Introduction, Oxford 2006, S. 20.
- 17 Das ist eine Frage, die in Stilistiken des 20. Jahrhunderts noch an prominenter Stelle diskutiert wird; vgl. z. B. Richard M. Meyer: Deutsche Stilistik, München 1913, S. 229.
- 18 Vgl. die Abschiedsgeste bei Hans Ulrich Gumbrecht: Dimensionen und Grenzen der Begriffsgeschichte, München 2006. Vgl. dazu die kritische Rezension von Carsten Dutt: Postmoderne Zukunftsmüdigkeit. Hans Ulrich Gumbrecht verabschiedet die Begriffsgeschichte. In: Zeitschrift für Ideengeschichte 1 (2007), S. 118–122. Vgl. auch zu aktuellen Perspektiven der Begriffsgeschichte Ernst Müller (Hrsg.): Begriffsgeschichte im Umbruch (AfB, Sonderheft), Hamburg 2005.

Carlos Spoerhase

Christian-Albrechts-Universität zu Kiel
Institut für Neuere deutsche Literatur und Medien
Leibnizstr. 8
D-24118 Kiel

STEFFEN MARTUS

Werkpolitik. Zur Literaturgeschichte kritischer Kommunikation vom 17. bis ins 20. Jahrhundert, mit Studien zu Klopstock, Tieck, Goethe und George, Verlag Walter de Gruyter, Berlin, New York 2007, 787 S.

Literaturwissenschaftler zeichnen sich unter anderem dadurch aus, dass sie Zeit und Aufmerksamkeit in die Lektüre und Interpretation von Werken investieren, die oft hochgradig enigmatisch sind. Wie kommt es dazu?

STEFFEN MARTUS hat mit seiner Habilitationsschrift eine umfangreiche, gut geschriebene, argumentativ umsichtige und breit fundierte Stu-

die geschrieben, die auf diese Frage Antworten aus historischer Perspektive gibt. Dabei lässt die Studie weder das Staunen über die ‚Unwahrscheinlichkeit‘ der kommunikativen Situation vermissen – Geschriebenes wird, auch noch Jahrhunderte nach der Niederschrift, akribisch gelesen, diskutiert und kritisiert – noch das Bemühen, Gründe und Erklärungsmodelle für die

Herausbildung einer solchen Modellierung von Aufmerksamkeit zu finden, so wie sie sich in den letzten dreihundert Jahren in der deutschen Literatur und, vor allem, dem Umgang mit ihr abgezeichnet hat.

Martus konzentriert seine Überlegungen rund um den Begriff des ‚Werkes‘, der Kristallisationspunkt jener Aufmerksamkeitspolitik ist, die er ‚Werkpolitik‘ nennt. Nun hat der Begriff des ‚Werkes‘ besonders in den letzten Jahrzehnten eine ähnliche Demontage erfahren wie der Begriff des ‚Autors‘. Gleichwohl gibt es, wie im Falle des Autors, gute Gründe, den Werkbegriff nicht zu verabschieden, vor allem dann nicht, wenn gezeigt werden kann, dass das Werk sowohl in produktions- wie auch in rezeptionsästhetischer Hinsicht den Diskurs über Literatur maßgeblich bestimmt hat – und weiterhin bestimmt. Martus leistet hier Pionierarbeit. Er zeigt, dass die Etablierung von ‚Werken‘ von Anfang an in jene Widersprüche – etwa die Behauptung von Abgeschlossenheit und Ganzheit bei gleichzeitigem Wissen, dass Grenzziehungen in dem Maße problematisch werden, wie Aufmerksamkeit geweckt wird – verstrickt war, die heutzutage einerseits eine kritische Distanz zu den in jeder Rede von ‚Werken‘ implizierten Setzungen nahelegen, die andererseits aber auch markieren, dass die Wirkungsmächtigkeit eines Begriffs nicht von seiner Kohärenz im tatsächlichen Gebrauch abhängig ist.

Im Gegenteil, Inkohärenz scheint für den Erfolg besonders des emphatischen Werkkonzepts sogar motivierend gewesen zu sein, weil auf diese Weise verschiedenen Bedürfnissen und Anforderungen entgegengekommen werden konnte (S. 421 f.). Ausgehend von der Beobachtung, dass in historischer Perspektivierung „Literatur“ weniger „Gegenstand der Philologie“ als vielmehr ihr „Pendant“ sei (S. 9), zeichnet Martus an einigen exemplarischen Fällen (Gottsched, Klopstock, Tieck, Goethe und George) das *Verhältnis* von Literatur und Philologie nach, so wie es sich im Zeitalter der (von Martus wohlthuend als polemisch charakterisierten) Aufklärung zuerst als Verhältnis von ‚Literatur und Kritik‘, ‚um 1800‘ und danach als Verhältnis von ‚Literatur und Philologie‘ im engeren Sinne und schließlich als Verhältnis von ‚Literatur und Literaturwissenschaft‘ herauskristallisierte.

Ausgangspunkt der Erörterungen bildet die Diagnose, dass Schriftlichkeit besonders als Druck-

schriftlichkeit ein prinzipiell unkontrollierbares Rezeptionsverhalten provoziert. Mit der im Zeitalter der Aufklärung blühenden Kritik- und Zeitschriftenkultur schwindet die Bindungskraft von Regelpoetiken, weil diese mit dieser Unkontrollierbarkeit schlicht nicht mehr aussichtsreich umgehen können. Demgegenüber gewinnen Schreibverfahren und Publikationstaktiken an Gewicht, die selbst negative Kritik noch als Vorteil verbuchen können, indem sie zunächst darauf aus sind, eine tendenziell ‚selektionslose Aufmerksamkeit‘ zu befördern und auf diese Weise ein zeitintensives Leseverhalten zu stimulieren.

Die Individualisierung des Werkes ist dabei vom Standpunkt sowohl der Produktion wie der Rezeption Resultat einer solchen Aufmerksamkeit, die Zeit braucht und die ihrerseits wiederum entsprechende Effekte zeitigt. Zu diesen gehört etwa das Bedürfnis nach einem zeitlichen Ordnungsmuster, das inmitten des Verlustes überkommener Parameter Orientierung versprechen kann. In den Dichterbiographien kam ein solches Ordnungsmuster am Leitfaden des Erklärungskurzschlusses von ‚Leben und Werk‘ zur Blüte: einer Blüte, die wiederum den Schriftstellern nicht verborgen blieb, sondern von ihnen – wie etwa von Goethe in *Dichtung und Wahrheit* – gezielt in Dienst genommen werden konnte. Egal, ob Biographie von den Schriftstellern selbst als Erklärungsansatz affirmiert, ironisiert oder kritisiert wurde, in jedem Fall ließ sie sich aufmerksamkeitfördernd für die eigene literarische Kommunikation ins Spiel bringen und auf diese Weise operabel machen.

Die von Martus behutsam aufgestellte und im Verlauf der Untersuchung erprobte Maxime, Literatur als „Pendant“ zur professionellen „Kritik“ und ihren Verfahren (und ihren konzeptionellen Erbschaften bis hin zu den Methoden der Literaturwissenschaft) zu begreifen, erweist sich in diesem Zusammenhang als besonders triftig, gelingt es ihm doch zu zeigen, dass Literatur zuweilen – und nicht etwa nur im Hinblick auf biographische Erklärungsversprechen – sehr aktiv und geschickt mit ihren zunehmend professionellen Lesern sowie mit der Rezeptionssituation insgesamt umzugehen lernt.

Nach Wieland gehört Klopstock zu den ersten, die professionell zum „Mitspieler“ (S. 201) in der durch die kritische Kommunikation der Auf-

klärung vorbereiteten zeitintensiven Aufmerksamkeitspolitik werden, die schließlich in Philologie mündet. Die hervorragende Stellung von Klopstocks Werk besteht Martus zufolge darin, dass es auf Fragestellungen reagiert, die es selbst provoziert (S. 219). In einer Kombination von strikter Überforderung des Lesers einerseits und einer Publikationstaktik andererseits, die wie im Falle des *Messias* die einzelnen Teile immer nur in Portionen freigab, konnte es gelingen, den Faktor ‚Zeit‘ optimal zu nutzen: Stets konnte darauf verwiesen werden, dass Kritik nur vorläufig sein könne, solange das Werk noch nicht abgeschlossen sei; zudem konnte das Versprechen auf Fortsetzung des Werkes die gegenwärtige Aufmerksamkeit bereits steigern, weil künftig, wenn „das Ganze“ einmal vorliegen sollte, „jedes Element sich als wichtig oder unwichtig, schön oder fehlerhaft herausstellen könnte“ (S. 241).

Mit dem Phantasma des Werkes ‚im Ganzen‘ operierte auch Goethe, indem er gezielt Anreize schuf, noch die geringsten Kleinigkeiten als bedeutend zu erachten. Dabei war dieses Schaffen von Anreizen, wie Martus nachweist, zu einem guten Teil auch dem Buchmarkt geschuldet: Durch die Konkurrenz auf dem Buchmarkt und der permanenten Gefahr von Nachdrucken war die ‚vollständigere‘ Ausgabe für den Buchhandel und somit auch für den Autor schlicht die attraktivere Ausgabe. Das führte dazu, dass zu Goethes Lebzeiten nicht weniger als fünf autorisierte Ausgaben von ‚Goethes Werken‘ veranstaltet wurden, und diese wiederum boten – im Verbund mit den Selbstkommentaren Goethes und der Bereitstellung eines Archivs – ideale Bedingungen nicht nur für die Goethe-Philologie, sondern für Philologie überhaupt. Kein Wunder also, dass „die Wissenschaft von der deutschen Literatur“ sich erst mit der „Goethe-Philologie“ etabliert. Mit Goethe konnte man sich auf „den Autor als Produzenten eines unendlich sinnreichen Werks“ konzentrieren, „das in Verbindung mit dem Leben steht“ und zudem „eine Bildungsfunktion für die Leser erfüllt“ (S. 496).

Werkpolitik „als Form der poetischen Lesepädagogik“ (S. 514) betreibt schließlich auch Stefan George, doch zielt diese Politik nicht mehr auf die Bindung einer möglichst breiten Leserschaft, sondern, wie Martus im letzten Teil seiner Studie zeigt, auf eine Steigerung der Aufmerksamkeit

durch Exklusion. Innovation soll durch Isolation erfolgen, Attraktion durch Aversion gegen das Nicht-Exklusive. Das mag denn auch dazu beigetragen haben, dass „sich unter den ersten begeisterten Lesern Georges auffällig viele Akademiker und insbesondere Philologen, also Liebhaber des Wortes im wörtlichen Sinne, befanden“ (S. 560).

Aus den einzelnen Untersuchungen lässt sich folgern, dass Werkpolitik sich zwar auf ganz unterschiedlichen Ebenen vollziehen kann: im Entwurf von Rezeptionsmodellen, in der editorischen Bereitstellung von Materialien zur Deutung, in der Provokation von Erwartungen oder in der geschickten Reaktion auf bereits vorhandene oder sich etablierende Strukturen des Buchmarkts oder der Wissenschaft. Stets jedoch bleiben die mit werkpolitischem Kalkül operierenden Produktions- und Rezeptionsmöglichkeiten auf sehr konkrete, ökonomische, mediale und diskursive Bedingungen zurückbezogen. Diese Spannung kommt in den einzelnen Untersuchungen der Studie durch eine erfrischende Balance zwischen Materialnähe und (auf historische Situierung zielende) Abstraktionsbereitschaft gut zur Geltung.

Ein Grundzug von ‚Werkpolitik‘ scheint sich jedoch gleichwohl bis heute – wenn auch in verschiedenen Variationen (bis hin zum Klischee des unverstandenen Künstlers) – durchzuhalten. In der Ästhetik des emphatischen Werkbegriffs, so wie sie sich im Verlauf des 18. Jahrhunderts etablierte, kommt dieser Grundzug erstmals voll zur Geltung: „Die Ästhetik des emphatischen Werkbegriffs arbeitet an der Entrhetorisierung der literarischen Kommunikation“ – gemeint ist das Abstandnehmen von Regelpoetiken –, „an der Emphatisierung der Rezeption, an der Genialisierung der Produktion und an der Enigmatisierung des Kunstwerks“ (S. 33).

Erfolgreiche Werkpolitik besteht darin, aus dem Wissen um die Kritisierbarkeit des eigenen Schaffens Profit zu schlagen, indem Anschlussmöglichkeiten offeriert werden, in denen die Beurteilungskriterien ‚gut oder schlecht‘ weniger attraktiv sind als der Unterschied von ‚interessant oder uninteressant‘. Ziel ist es dabei freilich, in jedem Fall – für die gegenwärtigen und künftigen Leser – ‚interessant‘ zu sein. Mit einem solchen Blick auf die Produktionsästhetik literarischer Werke gelingt es der Studie ihrerseits, ‚interessante‘ Anschlussmöglichkeiten einer literaturwis-

senschaftlichen Weiterbeschäftigung mit dem Thema ‚Werkpolitik‘ zu eröffnen, und zwar in ganz unterschiedlichen Feldern: der Literatursoziologie, Diskursanalyse, Mediengeschichte, aber auch der traditionellen Hermeneutik.

Gerade die Weite der Anschlussmöglichkeiten dürfte jedoch mitunter auch dem Umstand geschuldet sein, dass die von Martus diagnostizierten Paradigmenwechsel zwischen ‚rhetorischer‘, ‚kritischer‘, ‚philologischer‘ und ‚literaturwissenschaftlicher‘ Kommunikation zwar griffig, aber im Einzelnen dann doch noch, vor allem im Hinblick auf Autoren, die in der Studie nicht oder nur am Rande vorkommen, erläuterungsbedürftig bleiben. Das gilt insbesondere für diejenigen Autoren, die nicht oder nicht auf Anhieb ‚erfolgreich‘ waren: Im Blick auf Hölderlin, Kleist, Büchner, Kafka und Benjamin etwa wäre eher von Schreib- und Publikationsverfahren auszugehen, die – bewusst oder unbewusst, gewollt oder ungewollt – mit einer Latenzzeit operieren, aus der sich weder kurz- noch mittelfristig Profit schlagen ließ. Erst Generationen später waren diese Autoren ‚erfolgreich‘, zumindest liegt ein solcher, vielleicht trügerischer Schluss aus heutiger Perspektive nahe.

Und doch wäre es nicht verfehlt, auch bei diesen Autoren von einer ‚Werkpolitik‘ zu sprechen, insofern nämlich, als Werkpolitik auch darin be-

stehen kann, zeitgemäßen Musterrezepten für simultanen oder absehbaren Erfolg (auch Erfolg im Sinne eines Scheiterns, das publikumswirksam oder wenigstens im eigenen Umkreis noch als Bonus verbucht werden kann) Widerstand zu bieten. Vielleicht ließen sich hier die von Martus nur kurz gestreiften Studien im Umkreis der Editionsphilologie, Dekonstruktion und Schreibprozessforschung (S. 39 f.) dann doch nutzen, um die *Vielfalt* möglicher Verhaltensweisen im Kontext eines Wissens um ein jeweils (historisch und situativ) bestimmtes Gelesenwerden nicht allein systematisch, sondern auch in ihren (möglichen und tatsächlichen) qualitativen Differenzen noch offensiver herauszustellen. Umgekehrt bleibt jedoch zu betonen, dass der von Martus vorgelegte methodische und historische Grundriss und Entwurf für Differenzierungen im Detail sowie für Abweichungen größeren Stils nicht nur offen ist, sondern überhaupt für jede weitere Beschäftigung mit dem Thema ‚Werkpolitik‘ von größtem Nutzen sein wird.

Sandro Zanetti

Deutsches Seminar der Universität Basel
SNF-Projekt „Schreibszenen“
Engelhof
Nadelberg 4
CH-4051 Basel

STEFFEN MARTUS, ANDREA POLASCHEGG (Hrsg.)

Das Buch der Bücher – gelesen. Lesarten der Bibel in den Wissenschaften und Künsten (Publikationen zur Zeitschrift für Germanistik, Neue Folge, Bd. 13), Verlag Peter Lang, Bern 2006, 490 S., zahl. Abb.

Anders als der Titel es glauben machen könnte, geht es in dem vorliegenden Band, der die Beiträge einer Ringvorlesung der Humboldt-Universität vom Wintersemester 2004/05 in sich vereinigt, zumeist nur in zweiter Line um das Lesen der Bibel. Wie die Herausgeber STEFFEN MARTUS und ANDREA POLASCHEGG in ihrer Einleitung klarstellen, ist sein Gegenstand zur Hauptsache der Gebrauch, der vom ‚Buch der Bücher‘ bzw. von ihm angelagerten Vorstellungskomplexen in wechselnden Kontexten gemacht worden ist, ohne dass dieser notwendig mit einer eigenständigen

Lektüre verbunden gewesen wäre. Die ist vielmehr in der Regel erst das Anliegen der Forschung, die zur Quelle zurückgeht und von da aus nach ihrer Wahrnehmung und Nutzung fragt. Es bietet sich also an, den Band mit den Herausgebern in methodologischer Hinsicht einer applikativen Hermeneutik zuzuordnen. Das bedeutet indessen keineswegs, dass er auf das Schema festzulegen ist, das Langenhorst¹ in seinem Handbuch jüngst für den ‚klassischen‘ literaturwissenschaftlichen Zugriff auf die Bibel erstellt hat, dessen Grundsatz es sein soll, dass sie einzig als Folie